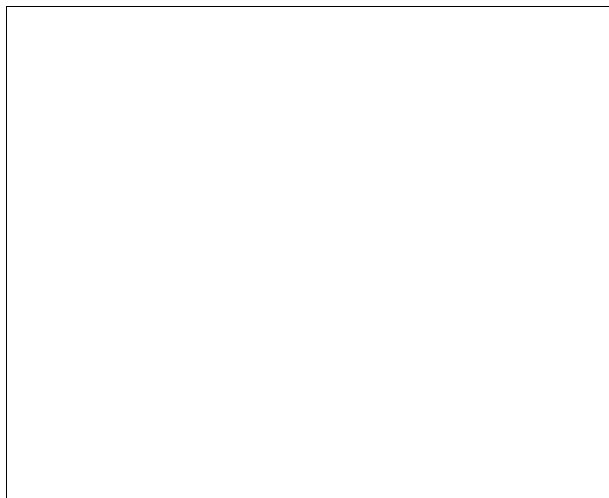


## *Familie und erste Erinnerungen*

Mein Vater, Richard [REDACTED] entstammte ursprünglich einem kleinen Dorf in [REDACTED]. Er wurde am 24.10.1924 in [REDACTED] geboren und war das einzige eheliche Kind seiner Eltern Berta und Richard [REDACTED], der für damalige Verhältnisse erst sehr spät, er schon in den Vierzigern war, geheiratet hatte. Er war Sozialist und hatte es bis dahin als Hufschmied des Dorfes schon zu einigem Ansehen gebracht. Seine Frau brachte ihren unehelichen Sohn [REDACTED] mit in die Ehe, über dessen leiblichen Vater nie etwas Näheres bekannt geworden ist. Sehr wahrscheinlich handelte es sich bei ihm um ein Mitglied der Gutsbesitzerfamilie, bei der sie einige Zeit in Diensten gewesen war. Es war recht üblich, dass deren heranwachsende Söhne sich erst einmal bei den Mägden austobten, bevor sie in den Hafen einer standesgemäßen Ehe eintraten.

Bald nach der Hochzeit stieg meiner Großmutter der Stolz über die 'Gute Partie', die sie nun doch gemacht hatte, zu Kopfe, und sie begann damit zu prahlen und sich fortan für jemand Besseres zu halten. Diese Angeberei wiederum missfiel meinem Großvater so sehr, dass er sich

im Alter von fünfundsechzig ins Bett legte und verstarb. Er war über die Jahre mit seiner Frau nicht krank, aber lebensmüde geworden. So jedenfalls erfuhr ich es in einer Familienrekonstruktion.



**Mein Vater (links) mit seinem Halbbruder und seinen Eltern**

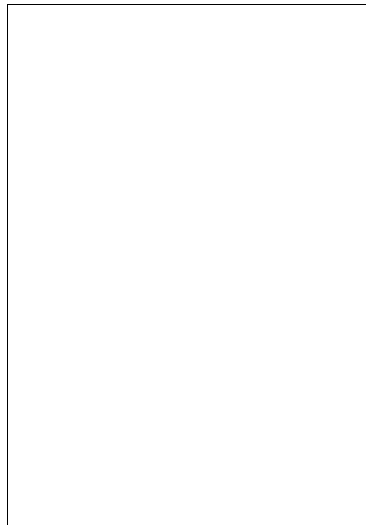
Als der Zweite Weltkrieg ausbrach wurden beide Söhne eingezogen. Mein Vater, von Beruf Schmied wie sein Vater, war gerade einmal siebzehn Jahre alt. Es verschlug ihn nach Russland, wo er innerhalb seiner Garnison als Kradmelder eingesetzt wurde – motorisierte Nachrichtenüberbringer, die als bevorzugtes Ziel des Gegners besonders gefährlich lebten. Bei einem dieser Angriffe passierte es dann, dass er schwer verwundet wurde und in der Folge sein linkes Bein bis unters Knie verlor. Er war im Dienst gewesen als plötzlich neben ihm eine Bombe explodierte. Er fuhr noch ein Stück weiter, meinte zuerst verschont geblieben

zu sein, bis er an sich hinunter sah und bemerkte, dass der untere Teil seines Beines in einem so unnormalen Winkel vom Knie abstand. Er besaß noch die Geistesgegenwart abzusteigen und den lose hängenden Unterschenkel nach oben zu biegen, damit er nicht verblutete, bevor er sich an den Wegrand fallen ließ, um auf die Sanitäter zu warten.

Als wir klein waren erzählte uns mein Vater oft davon und immer in einem sehr lustigen Tonfall, der dem Schrecken des Erlebnisses völlig unangemessen war. Einige Jahre später in der Ausbildung zur Systemischen Familientherapeutin habe ich gelernt, dass diese Art sich zu erinnern, für ehemalige Kriegsteilnehmer typisch ist. Damit wehren sie noch im Nachhinein den Schock ab, den sie zum Zeitpunkt des Geschehens nicht verarbeiten konnten. Aber mein Vater hatte noch Glück im Unglück gehabt, Walter, sein Halbbruder ist aus dem Krieg nicht zurückgekommen.

**Meine Mutter**, Theresia [REDACTED] wurde am 1. Februar 1927 in [REDACTED] als Tochter von Amalie und Georg [REDACTED] geboren. Über ihr genaues Geburtsdatum herrscht allerdings Zweifel. Die Hebamme gab den zweiten Februar an, irgendwie war später nie genau herauszubekommen, welches Datum nun das richtige war. Die Familie besaß einen kleinen Bauernhof zu dem einiges an Land gehörte. Mein Urgroßvater war der offizielle Totenbeschauer des Dorfes und ein guter Geschäftsmann gewesen.

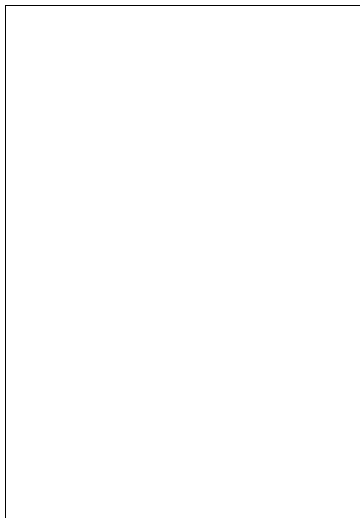
Meine Mutter war die älteste von fünf Geschwistern – es folgten noch Georg, Maria, Dominika und Hubert – und besuchte bis zu ihrem fünfzehnten Lebensjahr die Schule, die sie dann, um auf dem elterlichen Hof mitzuarbeiten, verlassen musste. Für ein Mädchen, das sowieso bald heiraten würde wurden weitere Schuljahre nur als Geldverschwendung betrachtet. Als sie dann einundzwanzig war lernte sie auf der Kirmes in [REDACTED] meinen Vater kennen. Ihr gefiel der junge Mann sofort, der da so leichtfüßig mit nur einem Bein über einen Zaun sprang. Sie heirateten dann und es war richtige Liebe, was bei dem extremen Männermangel in den Nachkriegsjahren nicht selbstverständlich war. Zweckhehen waren durchaus üblich, und wer einen Mann kennenlernte, fragte nicht lange, ob ein gegenseitiges Verstehen vorhanden war.



**Meine Mutter Theresia [REDACTED]**

Die Hochzeit fand in der [REDACTED] statt. Mein Vater, der protestantisch war, was im Bayern der Nachkriegsjahre nur noch von der Heirat mit einem Neger übertroffen werden konnte, musste bei der Hochzeit – so war das katholische Gesetz – hoch und heilig versprechen, dass die Kinder katholisch erzogen würden. Aber als meine Mutter später darauf bestand, dass wir sonntags in die Kirche gingen, sagte er nur: „Mach in die Ecke ein Kreuz rein, da können sie auch beten.“ Damit war das Thema für uns und für ihn erledigt.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich allerdings auch an dies: Wir hatten im Garten eine der schönsten Weißtannen weit und breit. Als sie gefällt werden musste, verkaufte Vater sie als Weihnachtsbaum an die katholische Kirche und ließ dann gleich – sicher ist sicher – das Haus segnen. Was so etwas anging, war mein Vater eben flexibel.



**Ich als Baby**

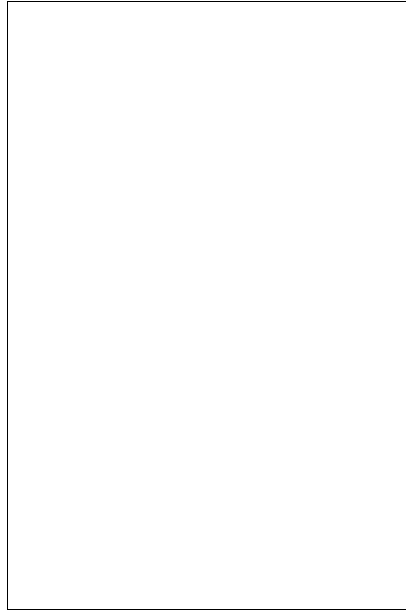
# *Kindheit und Jugend* in

Mein Vater war schon immer in vielen Dingen seiner Zeit voraus gewesen. Viele Jahre, bevor das überall populär wurde, verwendete er schon ausschließlich natürlichen Dünger und begann biologisch zu gärtnern, obwohl man die Bezeichnung dafür noch gar nicht kannte. Freitags war immer Knoblauchtag, es gab Knoblauch mit Wein zur Stärkung der Abwehrkräfte und danach zog die ganze Familie eine regelrechte Knoblauchfahne hinter sich her. Auch vernagelte er eines unserer Fenster, das direkt auf die - allerdings im Vergleich zu heute nur gering befahrenen Straße hinaus ging - damit die Abgase nicht zu uns herein drangen.

Mein Vater hatte so seine Ideen. Immer neue und meistens welche, mit denen er sich erhoffte zusätzliches Geld zu verdienen und die er leider fast alle verwirklichte. 'Leider' deshalb, weil deren Umsetzung immer in eine riesige Arbeit ausartete, mit der wir uns dann zusätzlich - neben allem anderen, was wir noch zu tun hatte - auch immer noch beschäftigen mussten.

Als ich zehn war, berief mein Vater den Familienrat ein und unterbreitete uns seine Idee von einer eigenen, biologischen Erdbeerplantage. Dann bräuchten wir keine Erdbeeren mehr zu kaufen, machte er uns die Sache schmackhaft, sondern könnten uns an jedem Sommertag die Mägen mit unseren eigenen vollschlagen – mit Schlagsahne und soviel wir wollten! Was er uns bei der Sache aber wohlweislich verschwiegen hatte, war, dass das auch 365 Tage im Jahr Arbeit auf dem Erdbeerfeld bedeutete mit Hacken, Pflanzen, Pflücken und allem, was sonst noch dazugehörte.

Die Praxis sah dann nämlich so aus, dass meine Mutter wartete, bis wir Kinder mittags von der Schule kamen, dann fuhren wir aufs Feld, wo wir bis abends um neun oder zehn Uhr in gebückter Haltung pflückten, dann wurde noch abgewogen, und am darauf folgenden Morgen fuhr meine Mutter mit einem kleinen Lieferwagen los, um die Erdbeeren an Bäckereien und private Haushalte zu verkaufen. Waren bis Mittag noch welche übrig, wurden die letzten zu einem billigeren Preis an die Eisdielen abgegeben. Am Ende der Saison waren wir Kinder jedes Mal heilfroh, – Erdbeeren mit Schlagsahne hingen uns inzwischen zum Hals heraus. In manchen Jahren mussten wir unsere Ernte sogar zum Selberpflücken anbieten, weil die Arbeit von uns vieren allein nicht mehr zu bewältigen war.



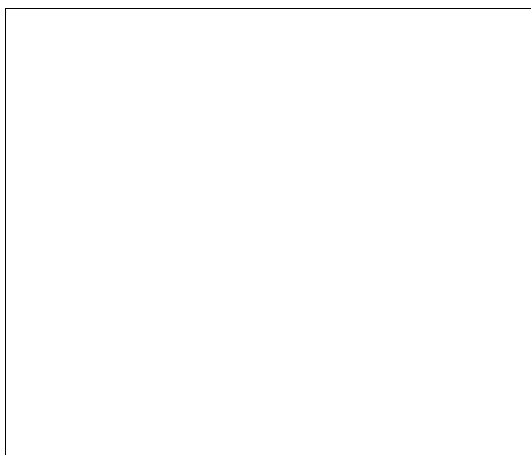
### **Ich mit 10**

Kurz danach verfiel mein Vater auf die Idee mit der biologischen Hähnchenzucht. Da eine Bruthenne allein die Arbeit nicht schaffte, baute er zusätzlich noch einen Brutkasten. Die kleinen Hühner wurden sofort weggegeben, die Hähnchen lebten in der Garage in Bodenhaltung. Wir fütterten sie mit Fischmehl, das zu der Zeit gerade angesagt war. Aber die Hähne wurden merkwürdig aggressiv, rannten umher und hackten sich gegenseitig blutig. Schließlich entdeckte mein Vater, dass dieses Verhalten eine Nebenwirkung des widernatürlichen Futters war. Das war nun aber nicht mehr rückgängig zu machen. Also mussten wir eine Schnellschlachtung vornehmen. Die Tiefkühltruhen platzten daraufhin aus allen Nähten - aber diesmal nicht von Erdbeeren, sondern von Geflügelfleisch.



Danach versuchte uns mein Vater die Katzenzucht schmackhaft zu machen. Katzenfelle seien die besten Nierenwärmer überhaupt, erklärte er uns. Wir aber waren inzwischen auf der Hut und wehrten uns mit Händen und Füßen gegen diese neue Unternehmensidee. Gut, wenn nicht – mein Vater hatte schon wieder etwas neues – machen wir eben eine Kaninchenzucht, da hatte man wenigstens noch den Braten, wenn es mit den Fellen nicht klappte!

Unser Karnickelmännchen 'Hasi' wurde zum Stammvater und sorgte für eine reiche Nachkommenschaft und damit für jede Menge Arbeit, aber auch ein florierendes Geschäft. Irgendwann wurde uns auch das wieder zu viel und wir verkauften alle Karnickel bis auf 'Hasi', der schon fast ein Familienmitglied geworden war. Schließlich aber landete auch er im Topf. Als wir nach dem Essen von unseren Eltern erfuhren wen wir da gerade verspeist hatten, war das Geheule und Geschreie groß.



**Meine Schwester Gerlinde und mein Bruder Richard**

## *Feste feiern wie sie fallen*

Wenn unser Haussegen gerade einmal nicht schief hing, ging es bei uns stets sehr lustig zu. Wir lachten viel, meine Eltern machten untereinander Scherze; wir saßen zusammen am Küchentisch und spielten Karten; wir hatten Gäste, es wurde gegessen, gefeiert, und Wein getrunken. - Dies allerdings war durchaus unüblich im Land der Biertrinker. Mein Vater war überzeugter Weinliebhaber. Er fuhr einmal im Jahr seine ausgewählten Kellereien ab, kaufte Hunderte von Flaschen und lagerte sie dann ein. So wusste auch ich gute Weine früh zu schätzen. Später einmal legte ich mir selbst eine kleine Weinsammlung zu, Jahrgang 1971. Allerdings habe ich wohl irgendetwas bei der Lagerung verkehrt gemacht und zehre so noch bis heute von einem inzwischen siebenundvierzig Jahre alten Weinessig.

Als meine Schwester siebzehn war, stellte sie uns zu Hause ihren neuen Freund Wolfgang [REDACTED] vor. Es war Wochenende, wir saßen beim gemeinsamen Essen. Mein Vater schnitt mit einem riesigen Messer eine Scheibe Brot herunter und rammte es sich dann ganz plötzlich in den Unterschenkel. Der Freund meiner Schwester wurde kreidebleich

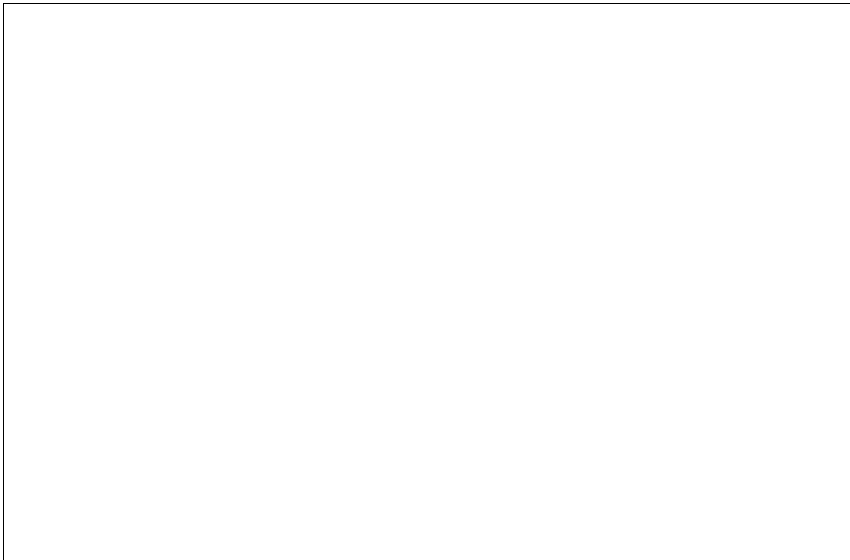
und wusste im ersten Moment nicht, wie er reagieren sollte. Aber meine Mutter lachte nur und sagte: "Jetzt hast du dir schon wieder eine Hose kaputt gemacht!" – und damit war das Prothesengeheimnis gelüftet.

**Wir spielten** auch mit der ganzen Familie Theater.

Ich war die erste, die in die damals schon sehr bekannte und noch heute existierende [REDACTED] Mundart-Theatergruppe einstieg. Darauf folgten meine Schwester, ihr Freund und mein Freund Georg. In manchen Stücken kam es vor, dass wir alle vier gleichzeitig auf der Bühne standen. Wenn es Hochdeutsch zu reden gab, musste immer ich ran, ich konnte das noch am dialektfreiesten. Wir gingen auch auf Tournee und finanzierten mit unseren Einnahmen die Gesangs- und Jugendmusikgruppe.

Vor meinem ersten Auftritt hatte ich natürlich Lampenfieber. Ich bekämpfte es mit einem heißen Grog mit dem Ergebnis, dass ich den gesamten Text vergaß und Erika, unsere Souffleuse, mir quasi jedes einzelne Wort vorsagen musste. Später hatte ich mehr Übung und solche Hilfsmittel nicht mehr nötig. Horst [REDACTED], unser Schuhmachermeister, hatte allerdings meistens 'einen sitzen', wenn er auf der Bühne stand und sprach dann seinen eigenen Text. Da blieb einem oft nichts anderes übrig, als auf ihn einzugehen und sich dann irgendwie wieder zum eigentlichen Thema zurückzuspielen. Dadurch ernteten wir natürlich immer noch zusätzliche Lacher.

Einmal allerdings überschätzte ich mich. Ich sollte bei einem Weihnachtsstück mitspielen und ließ aus irgendwelchen Gründen die Generalprobe sausen. Leider aber war dann bei der Aufführung unsere erprobte Souffleuse nicht da, ihre Ersatzdame sprach zu leise und so musste ich mich ganz allein durch das Stück kämpfen – mit vielen Pausen, was ziemlich peinlich für alle Beteiligten war. In einem anderen Stück musste ich in einem Bauernnachthemd herum rennen – mit einem überwältigenden Erfolg. Später fanden wir heraus, warum: mein Nachthemd war im Bühnenscheinwerferlicht völlig durchsichtig gewesen!



**Theatergruppe [REDACTED] mit meinem 1. Mann Georg, meinem Schwager  
Wolfgang und Horst [REDACTED]**

gen aller Art. Seitdem ich mich auf den Himmel eingelassen hatte, dh. meine Vision ernst genommen und mein Leben von Grund auf umgekrempelt hatte, fühlte ich mich immer mehr Eins mit dem Universum. So saß ich also hinterm Steuer, abgearbeitet, todmüde, verschwitzt – aber trotzdem in dem Wissen, genau das Richtige mit meinem Leben getan zu haben und auf dem richtigen Weg zu sein.

## *Reise nach Ecuador 1988*

Wenn die Saison im Oktober zu Ende war reiste ich, wie ich es mir vorgenommen hatte. Sechs Monate war ich jeweils unterwegs und holte nach, was ich bisher durch meine viele Arbeit von der Welt verpasst hatte. In einem Jahr, als ich noch keine besonderen Pläne hatte, entschloss ich mich kurzfristig nach Ecuador zu reisen, wo sich auch mein Bruder gerade aufhielt, um Spanisch zu lernen. Er verband das Angenehme mit dem Nützlichen, indem er sich die meiste Zeit im Spielkasino aufhielt, wo er die Sprache verstehen musste, um seine Einsätze nicht zu verpassen und gleichzeitig Geld verdienen konnte, wenn er das Glück dazu hatte. Es war ausgemacht, dass wir uns in Quito, der Hauptstadt, treffen würden, wo sich auch das größte Kasino des Landes befand.

Ich reiste also an, aber dann verpassten wir uns irgendwie. Ich war einige Male im Kasino gewesen, er aber gerade dann nie da - und das Ende vom Lied war, dass ich mich schließlich allein aufmachen musste, das Land zu erkunden.

Ich hatte keine Ahnung, wo ich mit meiner Tour anfangen sollte und kam zufällig mit einem jungen Rechtsanwalt ins Gespräch, der gerade im Begriff war zu den Galapagos-Inseln zu fliegen. Warum nicht? dachte ich, erkundigte mich nach dem Flugpreis, der sich als sehr günstig erwies - und beschloss, ihn zu begleiten.

Die Maschinen waren winzig, gerade einmal fünfzig Passagiere hatten in einer Platz. Dreimal am Tag wurde vom Festland aus der touristische Hauptflughafen des Galapagos-Inselarchipels 'Seymour Airport' angefliegen, der merkwürdigerweise auf der kleinsten der fünf bewohnten Inseln gelegen war. Diese befand sich circa einen Kilometer nördlich vor der Hauptinsel Santa Cruz. Man verließ nach der Landung das Flugzeug und stand sozusagen mitten in der Wildnis. Kein Informationsschalter, kein Empfangskomitee - nichts. Nach einiger Zeit machte ich einen alten, wackeligen Omnibus ausfindig, der die Leute zu dem auf der Insel einzig vorhandenen Dorf transportierte. Die Fahrt dauerte vier Stunden, während derer man von den vielen Löchern und Unebenheiten der Landstraße völlig durchgeschüttelt wurde. Beim Aussteigen hatten alle Kopfschmerzen, weil wir während der hoppeligen Fahrt ständig mit dem Kopf gegen die Decke geprallt waren.

Das Dorf bestand aus etwa fünfundzwanzig Häusern und einem Café, das mit Rucksacktouristen überfüllt war, die auf irgend etwas zu

warten schienen. Darum wollte ich mich später kümmern – zuerst wollte ich mir eine Unterkunft suchen, und da ich ja Portugiesisch als Grundlage hatte, war das Spanische für mich kein Problem. Ich wandte mich direkt an die alten Frauen, eine reichte mich weiter an die andere – und nach kurzer Zeit hatte ich ein Dreibettzimmer, bei dem auch der Preis in Ordnung war. Ich deponierte mein Gepäck und machte mich auf ins Dorf, um herauszufinden, worauf die vielen Ausländer warteten.

Es ging um Plätze auf den wenigen kleinen Segelbooten, die eine Rundreise zu sieben der neun unbesiedelten, größeren Galapagos-Inseln anboten. Die Nachfrage war sehr groß und die Wartezeit betrug im Schnitt eine Woche. Ich unterhielt mich mit den Dorfbewohnern und machte meinen Wunsch nach einem Bootsplatz deutlich – dann ließ ich den Dingen ihren Lauf und gesellte mich zu den übrigen Ausländern im Café.

Am nächsten Morgen wurde ich vom lauten Geschrei der Dorfbewohner geweckt – man hatte für mich einen Platz auf einem der Boote organisiert! Andere warteten sieben Tage, ich besorgte mir einen Platz in knapp einer Stunde, das war schon ein kleines Wunder. Ich überlegte nicht lange, packte meine Sachen, stürmte zum Hafen, bezahlte den supergünstigen Fahrtpreis, und schon ging es am frühen Mittag mit dem Motorsegelboot los. Schon bald fand ich heraus, wo der Haken für diesen so extrem billigen Tripp war: meine Koje befand sich im Rumpf des Bootes, wo es so stark nach Diesel roch, dass mir total übel davon wurde. Schließlich konnte ich den Kapitän überreden, meinen Schlafplatz

auf Deck zu verlegen - und so kam ich zu einer wunderbaren Woche unter dem Sternenhimmel.

Wir segelten jeden Tag eine andere Insel an. Jede hatte ihren eigenen Reiz: Vulkanlandschaften, Wüste – nur Süßwasser gab es hier nicht. Man musste es mühsam per Boot von einer der großen Inseln hinüber transportieren, weshalb es hier auch nie dauerhafte menschliche Ansiedlungen gegeben hatte, mit einer Ausnahme: auf einer der Inseln lebten in der dritten oder vierten Generation zwei deutsche Familien samt einer hundertjährigen Großmutter, die bei der Übersiedlung noch ein Kind gewesen war. Um 1900 herum hatte sich ihr Vater, ein Berliner Zahnarzt, mit seiner extravaganten Frau und den Kindern in dieses Paradies am Ende der Welt aufgemacht; eine weitere Familie war gefolgt – aber dabei war es dann auch geblieben. Die Enkel dieser Abenteurer verdienen sich heute ihr Geld mit Segeltouren, die sie für Touristen anbieten.

Was einem sofort auffiel war, dass diese Inseln noch so unberührt waren. Die Tiere hatten keine Angst vor den Menschen. Vögel brüteten ihre Eier in Nestern am Boden aus, wir sahen uralte Riesenschildkröten, die teils so groß waren wie wir, Eidechsen ließen sich anfassen und hochnehmen. Einmal stand ich im kniehohen Wasser, in dem ungefähr einen Meter entfernt drei Haie vorüberzogen, ohne überhaupt daran zu denken, mich anzugreifen. Neben dem Beiboot tummelten sich Seelöwen und versuchten im Wasser mit mir zu spielen. So musste es im Paradies gewesen sein, bevor noch die Menschen auf die Idee gekommen waren, Tiere als Nahrung zu erlegen.



**Nach der Inselreise** begab ich mich wieder zurück aufs Festland nach Quito. Ich kam aus der Wildnis und wurde fast ohnmächtig als ich dort dem Bus entstieg. Wie alle Megacities hatte die Stadt ein kaum mehr in den Griff zu bekommendes Smogproblem.

Ich hatte vor mir einen Zug zu nehmen und damit in das weiter westlich gelegene Dschungelgebiet zu fahren, musste den Plan aber wieder aufgeben, weil es hieß, dass auf dem Weg dorthin die Gleise verschüttet seien. Die Fahrt hätte mich schon gereizt: die Züge waren vom Standard mit denen in den alten Westernfilmen zu vergleichen, Vieh und Mensch konnten gleichermaßen darin reisen.

So wählte ich die andere Richtung und bestieg einen mit Familien, Kleinkindern, Krüppeln, Marktfrauen, Bettlern, Hühnern und Ziegen beladenen Bus, der uns zum Rand des Dschungels bringen sollte. Als ich es in der Enge unten nicht mehr aushielt, kletterte ich hinauf aufs Dach, wo schon frischluftthungrige Landarbeiter hockten, die mich zahnlos anlächelten und freundlich zur Seite rückten. Nach circa sieben Stunden erreichten wir die letzte Dorfansiedlung vor dem Dschungel, die aus etwa zehn Hütten bestand und als Umschlagplatz war für alle möglichen Güter diente. Ich fand schnell eine Übernachtungsmöglichkeit und fiel völlig erschöpft in einen traumlosen Schlaf.

Am darauf folgenden Morgen lernte ich in dem einzigen Café am Ort, einer einfachen Bretterbude, einen Indio kennen, der sich sein Geld mit Dschungelführungen verdiente. So eine Expedition wollte ich auf jeden Fall mitmachen, also überlegte ich nicht lange, zahlte, was er da-

für verlangte, und schon am nächsten Tag brachen wir auf. Wir waren eine Gruppe von insgesamt sechs Personen, wovon nur ich ein bisschen Spanisch sprach – gerade genug, um mich mit dem Führer einigermaßen zu verständigen.

Wir gingen zu Fuß, der Indio voran mit der Machete, ich direkt hinter ihm, danach folgten die anderen, die ununterbrochen über die Hitze stöhnten, die schlechten Wegverhältnisse, über schmerzende Füße, Beine und Rücken und zwischendrin noch spitze Angstschreie ausstießen, wenn sie glaubten, wieder von krankheitsübertragenden Moskitos oder giftigen Kleinschlangen gebissen worden zu sein. Ich sollte dann jeweils übersetzen - aber unser Dschungelführer, so schien es mir, hatte keine Lust sich das ständige Gemäkel anzuhören und stellte sich dumm.

Wir durchquerten auch ein Sumpfgebiet. Man musste dem Führer auf den Tritt genau folgen, weil nur er wusste, wo man festen Boden unter den Füßen hatte. Einmal kam ich vom Pfad ab und versank augenblicklich im Sumpf. Man sollte nicht meinen, wie schnell das ging. Schon guckte nur noch mein Oberkörper heraus und ich schrie verzweifelt um Hilfe – aber nicht für mich, sondern zur Errettung meiner Videokamera, die ich hoch erhoben über meinen Kopf hielt. „Meine Kamera! Rettet meine Kamera!“ rief ich immer wieder. Ich für mich selbst dachte gar nicht daran, Angst zu haben. Und als man mich im letzten Moment packen konnte und herauszog, rief ich noch immer: „Nehmt zuerst die Kamera!“

Dabei war sie es gar nicht wert, dass ich solch ein Aufhebens um sie machte. Bisher hatte mir dieses Ding, das ich noch extra vor der Reise

gekauft hatte, in Ecuador nichts als Ärger bereitet. Nie tat sie es, wenn ich sie wirklich brauchte, das Klima dafür war einfach zu feucht.

Mitten im Urwald gelangten wir an einen See, an dessen Rand sich unsere Schlafhütten für die Nacht befanden, und unser Führer sprang ins Wasser, um sich abzukühlen. Er fing mit der Hand ein paar Fische und brachte sie ans Ufer. Es waren Piranhas! Und ihre Zähne waren teils noch größer als die, welche man in Europa immer auf Abbildungen sehen konnte! Aber trotzdem es immer hieß, dass Piranhas die gefährlichsten Süßwasserfische überhaupt seien, nutzten die Indios dieses Gewässer zum Baden und waren noch nie von ihnen angegriffen worden. Unser Führer winkte mir zu, ich solle auch hineinkommen, ich traute mich bis zu den Knien, deutete auch ein paar Schwimzüge an, aber hatte dann doch zuviel Angst und rettete mich wieder an Land.

Ich verständigte mich mit Händen und Füßen mit einem etwa zehnjährigen Indiojungen, der mich daraufhin einlud, mit ihm eine Kanufahrt über den See zu machen. Dabei gab er mir gleich auch eine Unterrichtsstunde im Anschleichen und versuchte mir klarzumachen auf was man als guter Jäger zu achten hatte, wenn man sich unbemerkt einem Wildtier näherte.

Wir lernten auf dieser kleinen Expedition viel über die heimischen Urwaldtiere, der Führer machte uns mit den merkwürdigsten Arten bekannt und zeigte und erklärte uns Pflanzen aller Formen und Farben. Für mich war es ein wunderschönes Erlebnis.